Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur

Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte

Band: 55 (1975-1976)

Heft: 2

Artikel: Ach Egon, Egon, Egon : ein Briefwechsel mit Monsieur de Voltaire anlässlich seines "Candide"

Autor: Meyer, E.Y.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-163079

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Reformen von oben sind in Südamerika nötig, weil sie offensichtlich anders gar nicht durchgeführt werden können. Aber eines Tages muss das Gespräch zwischen Führern und Geführten eingeleitet werden, sonst kommt es zu unkontrollierten Misstrauenskundgebungen. Die Brasilianer haben die Frage vertagt; die Peruaner suchen Lösungen, die manchmal den Anschein von Hilflosigkeit erwecken, im kleinen aber oft auch Erfolg zeitigen. Die Caudillos alter Schule hatten es einfacher: Sie stiegen auf den Balkon, hielten eine zündende Rede und das Volk schrie Beifall – bis jemand kam, der stärker war und bessere Reden hielt. Die Technokraten in Brasilien und Peru setzen auf Taten statt auf Posen. Doch eines Tages müssen auch sie dazu übergehen, ihre Völker wieder in einen politischen Prozess zu integrieren.

E. Y. MEYER

Ach Egon, Egon, Egon

Ein Briefwechsel mit Monsieur de Voltaire anlässlich seines ‹Candide›

Candide war ein Jüngling, der einen sehr sanftmütigen Charakter, ein argloses Gemüt und einen gesunden Menschenverstand hatte und deshalb auch seinen französischen Namen trug, der auf deutsch soviel wie *rein, lauter, unschuldig* und *treuherzig* bedeutet. Er lebte auf dem Schloss des Freiherrn von Thunder ten Tronck in Westfalen und war der uneheliche Sohn einer Schwester des ‹Barons›, wie ein Freiherr in Deutschland angeredet wird. Der Hauslehrer mit dem griechischen Namen Pangloss, der auf deutsch soviel wie *Allesredner* bedeutet, lehrte die Metaphysico-theologico-cosmologie und vertrat die Lehre des Philosophen Leibniz, der meinte, dass Gott die Welt nicht geschaffen hätte, wenn sie nicht unter allen möglichen die beste gewesen wäre und immer noch sei; eine Lehre, die der englische Dichter Alexander Pope in seinem Lehrgedicht «Essay on man» noch auf den Satz: ‹Alles, was ist, ist gut› vereinfachte.

Für *alles*, was es auf der Welt gab und was auf ihr geschah, und für

alles, was der Mensch geschaffen hatte und tat, versuchte Pangloss deshalb mit seiner Vernunft auch immer einen *guten* Grund zu finden; denn wenn alles auf dieser Welt auf das beste eingerichtet war, musste es auch für alles einen guten Grund geben. Daran, dass es aber sowohl im Bereich der Natur wie im Bereich des menschlichen Zusammenlebens auch viele Dinge gab, die die Menschen mit ihrer Vernunft besser hätten einrichten können, so dass sie ihnen nicht mehr schaden, sondern vielmehr ihrem Wohlbefinden dienen würden, schien er ob seiner eifrigen Suche nach guten Gründen gar nicht zu denken. Dass das Finden von guten Gründen als einziger guter Grund für die menschliche Vernunft etwas wenig war, schien ihn dabei nicht zu stören. Und unerfahren und unschuldig wie er war, dachte auch Candide nicht an diese Dinge, sondern hörte Meister Pangloss, den er für den grössten Philosophen der Welt hielt, aufmerksam zu und glaubte ihm alles.

Neben dem Glück, Meister Pangloss zu lauschen, gab es aber auch für Candide noch ein grösseres Glück, und das bestand darin, Fräulein Kunigunde, die Tochter des Barons und der Baronin, jeden Tag zu sehen. Und als sie sich eines Tages zufällig hinter einem Wandschirm trafen, überraschte sie der Baron und jagte Candide mit einem wuchtigen Tritt in den Hintern aus dem Schloss, was für Candide der Vertreibung aus einem irdischen Paradies gleichkam. Dabei sollte dies ja nur seine erste Erfahrung einer Wirklichkeit sein, wie sie der Philosoph Pangloss nicht sah oder nicht sehen wollte.

Den Anfang einer langen Reihe von Wirrnissen und Abenteuern voll Missgeschicken, Unglücken, Schrecken und Grausamkeiten, die Candide nun zu bestehen hatte, bildete die wider seinen Willen erfolgte Anwerbung als Soldat des Königs der Bulgaren. Als Überlebender einer Schlacht, in der etwa 30 000 Menschen ihr Leben verloren hatten, flüchtete er aus der kriegsverseuchten Gegend nach Holland, da er gehört hatte, dass dort alle Leute reich und christlich gesinnt seien; aber erst ein braver Wiedertäufer namens Jacques erbarmte sich seiner. Ein kranker und gespensterhaft aussehender Bettler, der aber mehr Mitleid als Abscheu in Candide erweckte, entpuppte sich als sein teurer Lehrer Pangloss, der ihm nun erzählte, dass bulgarische Soldaten die ganze Familie des Barons von Thunder ten Tronck getötet und das Schloss dem Erdboden gleichgemacht hatten.

Der brave Wiedertäufer Jacques nahm die beiden bei sich auf, und als ihn nach einiger Zeit Handelsgeschäfte nach Lissabon führten, nahm er sie auf seinem Schiff mit. Vor dem Hafen von Lissabon gerieten sie jedoch in ein fürchterliches Unwetter, in dem das Schiff unterging und der Wiedertäufer Jacques ertrank. Pangloss und Candide erreichten das Ufer und machten sich zu Fuss auf den Weg nach Lissabon, aber als sie die Stadt er-

reicht hatten, ereignete sich ein Erdbeben, das drei Viertel von Lissabon zerstörte. Um die vollständige Vernichtung der Stadt zu verhindern, wurde nun ein sogenanntes ‹Glaubensgericht› veranstaltet, das heisst einige willkürlich ausgelesene Menschen wurden getötet, weil man glaubte, dadurch Erdbeben verhindern zu können. Pangloss und Candide befanden sich natürlich zufällig auch bei diesen Auserlesenen, und während Candide ausgepeitscht wurde, wurde Pangloss gehängt.

Eine alte Frau, die Candide wieder gesund pflegte, führte ihn daraufhin in ein Landhaus, wo er zu seinem Erstaunen seine totgeglaubte, geliebte Kunigunde wiederfand, die dort von einem jüdischen Kaufmann und dem Grossinquisitor gefangen gehalten wurde. Der Grossinquisitor, der als oberster Richter der katholischen Kirche dafür zu sorgen hatte, dass niemand sich getraute den Glauben an die Kirche zu untergraben, war nach dem Erdbeben auch auf die merkwürdige Idee mit dem Glaubensgericht gekommen und hatte Kunigunde zu diesem ‹Schauspiel› eingeladen; diese hatte dort Pangloss und Candide erkannt und ihrer alten Dienerin den Auftrag gegeben, sich um Candide zu kümmern und ihn zu ihr zu führen. Während Candide und Kunigunde nun so beisammen sassen, betrat plötzlich der jüdische Kaufmann das Zimmer, zog einen langen Dolch und stürzte sich auf Candide, so dass diesem nichts anderes übrig blieb, als seinen Degen zu ziehen und den jüdischen Kaufmann zu töten, was er dann auch mit dem Grossinquisitor tat, der kurz darauf ebenfalls das Zimmer betreten hatte. Dann blieb ihm nichts anderes mehr übrig, als drei Pferde zu satteln und mit Kunigunde und der Alten nach Cadiz, einer spanischen Hafenstadt, zu fliehen.

Da sie unterwegs ihres Geldes beraubt worden waren, liess sich Candide in Cadiz bei einer Truppe, die aufgestellt wurde, um die Jesuitenpatres in Paraguay *zur Vernunft* zu bringen, als Hauptmann anwerben und schiffte sich mit Kunigunde, der Alten und zwei Dienern ein. Die Jesuitenpatres wurden beschuldigt, einen Stamm gegen die Könige von Spanien und Portugal aufgewiegelt zu haben. Als das Schiff in Buenos Aires gelandet war, begaben sich Kunigunde und der Hauptmann Candide zum Gouverneur, um sich von ihm trauen zu lassen, was jedoch mit einigen Schwierigkeiten verbunden war, da der Gouverneur sofort selber ein Auge auf die schöne Kunigunde warf und die Eheschliessung hinauszögerte. Inzwischen war aber ein Schiff mit spanischen Gerichts- und Polizeidienern eingetroffen, die auf der Suche nach dem Mörder des Grossinquisitors waren, so dass Candide sich gezwungen sah, Kunigunde zu verlassen und mit einem seiner Diener, der Cacambo hiess, erneut die Flucht zu ergreifen.

Dank der Welt- und Menschenkenntnis dieses Dieners fanden die beiden

nun bei den Jesuitenpatres, die Candide hätte bekämpfen sollen, Aufnahme, und in deren Kommandant erkannte Candide den ebenfalls totgeglaubten Bruder von Kunigunde, den jungen Baron von Thunder ten Tronck. Als Candide diesem jedoch verkündete, dass er seine Schwester Kunigunde heiraten wolle, kam es zu einem Hiebwechsel mit den Degen, da der Baron sich gegen die Heirat seiner Schwester mit einem Nichtadeligen zur Wehr setzte, wobei Candide diesem seinen Degen bis ans Heft in den Leib bohrte. Wieder mussten Candide und sein Diener Cacambo die Flucht ergreifen, wobei sie in die Gefangenschaft von Eingeborenen gerieten, die ‹Ohrlappen› genannt wurden. Nur der Umstand, dass Cacambo sie davon überzeugen konnte, dass Candide und er keine Jesuiten waren, hielt die Ohrlappen davon ab, sie zu braten und aufzuessen, und verschaffte ihnen wieder ihre Freiheit.

Bei ihrem Versuch, in die Hafenstadt Cayenne zu gelangen, gerieten die beiden dann mit einem Boot, das sie mit Kokosnüssen gefüllt hatten, auf einen Fluss, der immer breiter wurde und sich schliesslich in einem Felsgewölbe verlor, wobei das Wasser immer schneller dahinschoss. Als sie nach vierundzwanzig Stunden endlich das Tageslicht wieder erblickten, zerschellte das Boot, und sie befanden sich im sagenhaften, von der Umwelt durch unüberwindbare Gebirgszüge abgeschlossenen Goldland Eldorado, wo Candide zum erstenmal glückliche und vernünftig lebende Menschen von eigenartiger Schönheit traf, die die beiden mit einer bisher nirgends angetroffenen Gastfreundschaft aufnahmen. Goldkugeln, Smaragde und Rubine lagen von den Menschen unbeachtet als Kiesel auf der Strasse herum, und alle Wirtshäuser wurden auf Staatskosten unterhalten. Alles war vortrefflich eingerichtet, und die Menschen lebten friedlich und glücklich miteinander, aber nach einem Monat wollte Candide das Land doch wieder verlassen, da er Sehnsucht nach Fräulein Kunigunde hatte und hoffte, dass es ihm nun, mit dem Reichtum, den er aus Eldorado mitnehmen wollte, besser ergehen würde. Obwohl ihn der König davor warnte, diese Dummheit zu begehen, und ihm zu bedenken gab, wenn man irgendwo leidlich aufgehoben sei, solle man da bleiben, liess er ihm seinen Willen und beauftragte seine Maschinenbaumeister, eine Maschine zu konstruieren, die Candide und Cacambo bequem aus dem Land hinausbefördern sollte. Mit zwei grossen roten Hammeln, die ihnen jenseits der Berge als Reittiere dienen sollten, zwanzig mit Lebensmitteln beladenen Lasthammeln, dreissig anderen mit kostbaren Geschenken und fünfzig, die mit Eldorado-Kieseln bepackt waren, wurden die beiden dann auf die Höhe des Gebirges gewunden, und als sie sicher gelandet waren, verabschiedeten sich die Techniker von ihnen, da sämtliche Bewohner des Landes gelobt hatten, dieses niemals zu verlassen, und viel zu verständig waren, um ihren Eid zu brechen.

Als die beiden nach einer Reise von hundert Tagen durch Sumpf, Wüste und Gebirge jedoch endlich die Stadt Surinam erreichten, die den Holländern gehörte, besassen sie nur noch zwei von den Hammeln, die mit Schätzen beladen waren, und Candide beauftragte Cacambo mit Diamanten für etwa 6 Millionen in der Tasche nach Buenos Aires zu fahren, Kunigunde dort, wenn nötig, vom Gouverneur loszukaufen und nach Venedig zu bringen, wo er, Candide, die beiden erwarten würde. Er selbst machte einen holländischen Schiffsherrn ausfindig, der ihn nach Europa zurückbringen sollte, aber als dieser in See stach, befanden sich wohl die beiden Hammel Candides mit ihrem kostbaren Gepäck, nicht aber er selbst an Bord des Schiffes. Da Candide noch ein Beutel mit Gold und Diamanten geblieben war, nahm er eine billige Kajüte auf einem französischen Schiff und suchte einen ehrlichen Menschen als Reisebegleiter, der jedoch die Voraussetzung erfüllen sollte, seines Lebens ganz und gar überdrüssig und der unglücklichste Mensch des Landes zu sein. Aus den unzähligen Bewerbern wählte Candide schliesslich einen betagten Gelehrten namens Martin aus, da er hoffte, dass dieser ihm unterwegs die Langeweile vertreiben würde. Und auf dem Meer gelangte Candide dann unverhofft wieder in den Besitz eines seiner roten Hammel, als ein spanisches Schiff dasjenige eines holländischen Seeräubers versenkte und neben dem französischen Schiff, auf dem sich Candide befand, plötzlich etwas leuchtend Rotes im Wasser schwamm.

Von der französischen Hafenstadt Bordeaux fuhren Candide und Martin nach der Hauptstadt Paris, wo Candide sich von verschiedenen Gaunern grosse Geldsummen abknöpfen liess. Zuerst geriet er nach einem leichten Unwohlsein in die Hände von geldgierigen Ärzten, Betschwestern und Pfaffen, dann durch die Vermittlung eines spitzbübischen Abbés, eines Priesters, der keiner Klostergemeinschaft angehörte, in einen Kreis von Spielern und einer betrügerischen Lebedame und schliesslich in die Fänge von korrupten Polizeibeamten, die ihn jedoch gegen die Bezahlung einer entsprechend hohen Summe wieder frei liessen. Auf einem kleinen holländischen Schiff, das nach dem englischen Seehafen Portsmouth auslief, gelangten Candide und Martin dann vor die englische Küste, wo sie Zeuge der Hinrichtung eines englischen Admirals wurden, den vier Soldaten auf dem Verdeck eines Schiffes der englischen Flotte erschossen, weil er in einem Seegefecht mit einem französischen Admiral nicht genug Leute hatte niedermetzeln lassen. Candide setzte daraufhin keinen Fuss auf das englische Festland und vereinbarte mit dem holländischen Schiffspatron, ihn auf dem kürzesten Weg nach Venedig zu bringen.

Da Cacambo aber noch nicht in Venedig eingetroffen war, verfiel Candide in düstere Schwermut, und als er eines Tages auf dem Marktplatz einem

glücklich aussehenden jungen Paar begegnete, schloss er mit Martin eine Wette, in der er behauptete, die beiden *seien* auch glücklich, Martin dagegen die Meinung vertrat, sie seien nicht glücklich. Es stellte sich nun heraus, dass es sich bei dem jungen Mädchen um eine ehemalige Kammerzofe der Baronin von Thunder ten Tronck handelte, die die Geliebte des Hauslehrers Pangloss gewesen war und jetzt den Beruf eines Freudenmädchens ausüben musste, und dass der junge Mann ein Mönch war, der das Klosterleben zutiefst verwünschte, so dass Candide seine Wette also verloren hatte. Als Candide den beiden daraufhin Geld gab, damit sie glücklicher würden, meinte Martin, dass er sie damit vielleicht nur noch unglücklicher mache. Schliesslich besuchten Candide und Martin noch den Senator Pococurante, einen venezianischen Edelmann, von dem man behauptete, er kenne keine Sorgen, und bewunderten dessen Palast, die Schönheit und Anmut seiner Dienerinnen, seine Gemäldesammlung, waren entzückt von einem Konzert, das er geben liess, nahmen ein ausgezeichnetes Mahl zu sich, bestaunten seine Bibliothek und die kunstvoll angelegten Gärten. Am Schluss ihres Besuches mussten sie aber feststellen, dass der Senator nur *ein* Vergnügen zu haben schien, und das war das seltsame Vergnügen, *kein* Vergnügen zu haben.

Bei einem Abendessen, das Candide und Martin mit sechs Ausländern einnahmen, die sich als entthronte Könige zu erkennen gaben und nun ein eher armseliges und trauriges Dasein führten, fand Candide seinen Diener Cacambo als Sklaven eines dieser Herren wieder. Cacambo erreichte, dass Candide und Martin auf dem türkischen Schiff, das seinen Herrn, den ehemaligen Grosssultan Achmed III., nach Konstantinopel zurückbrachte, mitfahren durften, und erzählte Candide, wie es ihm ergangen war. Der Gouverneur von Buenos Aires hatte Kunigunde für zwei Millionen freigegeben, aber dann waren Kunigunde, die Alte und er in die Hände eines Piraten gefallen, der sie in der Türkei als Sklaven verkauft hatte. Kunigunde und die Alte waren nun Dienstmägde bei einem alten Fürsten, und Kunigunde hatte ihre ganze Schönheit verloren und war entsetzlich hässlich geworden. Candide hielt es aber trotzdem für seine Pflicht als Ehrenmann, sie in alle Ewigkeit zu lieben, und kaufte Cacambo los. Auf einer Galeere, die Martin, Candide und Cacambo zu dem alten Fürsten bringen sollte, bei dem sich Kunigunde befand, kaufte Candide noch zwei Sträflinge unter den Galeerensklaven frei, da einer von ihnen der totgeglaubte Pangloss und der andere der ebenfalls totgeglaubte Jesuitenbaron und Bruder von Kunigunde war. Der eine, Pangloss, war am Leben geblieben, weil sich der Strick, mit dem er gehängt wurde, verknotet hatte, und dem anderen, dem jungen Baron, hatte ein Apotheker die Wunden, die Candides Degen hinterlassen hatte, geheilt. Eine Folge von unglücklichen Ereignissen hatte dann dazu geführt,

dass sie in Konstantinopel zum Galeerendienst verurteilt und an dieselbe Ruderbank gekettet worden waren.

Zusammen begaben sich nun Martin, Cacambo, Pangloss, der Baron und Candide zu dem alten Fürsten, wo Candide, trotz seines Erschreckens über das Aussehen Kunigundes, diese und die Alte loskaufte. Die Alte machte Candide daraufhin den Vorschlag, einen kleinen Bauernhof in der Nachbarschaft zu pachten, bis sich ihre Lage wieder günstiger gestalten würde; und als Kunigunde Candide in sehr bestimmtem Ton an sein Heiratsversprechen erinnerte, wagte dieser nicht zu widersprechen. Als jedoch der Baron wieder darauf beharrte, dass nur ein deutscher Reichsbaron seine Schwester heiraten werde, bewirkte dies nur, dass Candide, der im Grunde seines Herzens nicht die geringste Lust verspürte, Kunigunde zu heiraten, auf seinem Entschluss *bestand* und den widerspenstigen Baron auf den Rat Cacambos hin wieder dem Galeerenführer übergab.

Obwohl er nun sein Ziel erreicht hatte und endlich mit seiner Geliebten vereint war, konnte Candide immer noch kein angenehmes Leben führen, da ihm nur der kleine Bauernhof geblieben war, auf dem zu leben es aber weder Kunigunde, noch der Alten, noch Cacambo und Pangloss gefiel – einzig Martin war überzeugt davon, dass es ihm überall gleich schlecht ging, und liess alles geduldig über sich ergehen. Zudem erschienen eines Tages noch die ehemalige Kammerzofe und der Mönch, denen Candide in Venedig Geld gegeben hatte, auf dem Hof, die, wie Martin vorausgesagt hatte, jetzt noch unglücklicher waren.

Auch ein berühmter Derwisch, der in der Nähe wohnte und der beste Philosoph der Türkei sein sollte, konnte ihnen keinen Rat geben, was sie tun sollten, damit es ihnen besser ginge. Erst die Begegnung mit einem alten Bauern, der sie auf dem Rückweg nach ihrem kleinen Hof in sein Haus einlud, bewirkte, dass sie sich auf eine Absicht einigen konnten. Der Bauer, der zusammen mit seinen Kindern auch kein grosses und herrliches Gut bebaute, dem es aber trotzdem gut zu gehen schien, gab ihnen nämlich zu verstehen, dass die *Arbeit* drei grosse Übel von ihnen fernhalte: die Langeweile, das Laster und die Not, und auch sie beschlossen nun, zu arbeiten, ohne viel zu grübeln, da dies, wie Martin sagte, das einzige Mittel sei, um das Leben erträglicher zu machen.

Nur dem unverbesserlichen Pangloss lag trotz des recht angenehmen Lebens, das sie jetzt führten, und trotz allem, das jeder von ihnen durchgemacht hatte, immer noch daran, darzulegen wie in dieser besten aller Welten alles miteinander verknüpft sei und wie sie jetzt nicht dieses Leben führen würden, wenn sie nicht all das durchgemacht hätten, was sie durchgemacht haben, aber jedesmal, wenn er davon anfing, sagte Candide zu hm: «Sehr richtig, aber wir müssen unseren Garten bestellen.»

Als ich die Geschichte von Candide gelesen hatte, verspürte ich eine grosse Lust, ihrem Verfasser einen Brief zu schreiben, und da ich der Ansicht bin, dass man das, wozu man Lust hat, wenn *möglich* auch tun soll, habe ich mich hingesetzt und folgenden Brief geschrieben:

A
Monsieur de Voltaire
Château Ferney
A Ferney-Voltaire
France

Hochverehrter Monsieur de Voltaire,

mit grossem Vergnügen habe ich Ihren Roman ‹Candide› gelesen und erlaube mir, Ihnen hiermit meinen Dank dafür auszusprechen; sind doch, wie mir scheint, gerade die Dinge, die einem ein wirkliches Vergnügen bereiten können, in Gefahr, als unwesentlich angesehen zu werden und immer mehr in eine scheinbar ohne weiteres als zu vernachlässigende Minderheit gedrängt zu werden. Ich gebe zu, dass dies etwas pessimistisch klingt und den Menschen im Gebrauch ihrer Vernunft immer noch kein besonders gutes Zeugnis ausstellt; aber ich glaube mich da in einer ähnlichen Lage wie Ihr Candide zu befinden, der trotz der gegenteiligen Beteuerungen seines ihn anfänglich stark beeindruckenden Lehrers Pangloss immer wieder am eigenen Leib hat erfahren müssen, dass es bei den Menschen mit dem Gebrauch ihrer Vernunft nicht auf das beste bestellt ist und dass auch die Welt für das Leben der Menschen auf ihr nicht auf das beste eingerichtet ist.

Und wenn ich es richtig sehe, ist ja auch die Einstellung des Verfassers des ‹Candide› – trotz des zweiten Teils des Titels: ‹oder der Optimismus› – nicht eine durchwegs optimistische, sondern wohl höchstens eine in ihrem Optimismus immer wieder von den wenig erfreulichen Erfahrungen mit der Wirklichkeit betroffene – wenn es ihm nicht sogar darum gegangen ist, sich über die im zweiten Teil des Titels genannte und in der Geschichte selber von Pangloss verkörperte Einstellung auf eine mehr oder weniger versteckte Art zu mokieren und sie so in ein angemessenes Verhältnis zur Wirklichkeit zu bringen. Ich weiss, dass es auch in *Ihrem* Leben Dinge und Ereignisse gegeben hat, die nicht Ihren Vorstellungen von dem, was hätte sein oder werden sollen, entsprochen haben, und ich vermute, dass einige von ihnen sie doch auch zu einer eher pessimistischen Haltung zwangen.

Bitte korrigieren Sie mich, wenn dies zum Beispiel für das Erdbeben von Lissabon im Jahre 1755 nicht der Fall war, das mich in diesem Zu-

sammenhang besonders interessiert und das ja auch in Candides Geschichte eine wichtige Rolle spielt. Es scheint mir, dass gerade dieses Ereignis die Gemüter der Menschen in der damaligen Zeit über die Massen erregt hat, da sich in ihm mit einem Mal etwas angemeldet hat, das bisher in der Diskussion nicht oder nur ungenügend, mit der linken Hand sozusagen, behandelt worden ist. Wenn ich mir erlauben darf, die meiner Ansicht nach damals vertretenen Anschauungen als zwei Grundtendenzen zu charakterisieren, so fällt eine von ihnen, wenn Sie nichts dagegen haben, mit Ihrer Position, und die andere, wenn Sie es mir verzeihen wollen, mit derjenigen, die der von Ihnen wenig geschätzte Jean-Jacques Rousseau eingenommen hat, zusammen. Wobei ich Ihre Position dabei – kurz gesagt – dadurch kennzeichnen würde, dass Sie sich für eine vermehrte Wirkung der menschlichen Vernunft eingesetzt haben, in der Hoffnung, dass sich durch die Veredlung und Verfeinerung der Formen des menschlichen Zusammenlebens auf der Welt, auf der wir nun einmal zu leben haben, ein Reich der Vernunft und der Gerechtigkeit verwirklichen lassen würde, während ich die Ansicht des ‹armen Jean-Jacques› in der Formel zusammenzufassen versuchen würde, dass er als Verfechter der ursprünglichen Güte des Menschen die Ansicht vertrat, dass der Mensch erst durch die Bildung und Veredlung und Verfeinerung der Lebensformen verdorben worden sei. Sie haben also im grossen ganzen gesehen eine eher *optimistische* Haltung und der ‹arme Jean-Jacques› hat eine eher *pessimistische* Haltung eingenommen.

Aber wenn ich es richtig sehe, so haben Sie, der sogenannte Atheist, anlässlich des Erdbebens von Lissabon plötzlich die Ansicht vertreten, dass der *Gott* für die entsetzliche Katastrophe, die eine für die damaligen Verhältnisse furchtbar grosse Zahl von 30 000 Todesopfern forderte, verantwortlich zu machen sei; nicht dass er das Erdbeben willentlich herbeigeführt, aber dass er es nicht verhindert habe. Sie, der Sie bis anhin und auch später immer wieder eine auf die menschliche Vernunft bauende optimistische Ansicht vertreten und sich in Ihrer Vorstellung von Gott immer etwas zurückgehalten haben, nehmen angesichts der Naturkatastrophe von Lissabon und in bezug auf die Beschaffenheit des Gottes plötzlich eine pessimistische Haltung ein. Und der ‹arme Jean-Jacques Rousseau›, der sogenannte Deist, dessen Werke Sie ziemlich ungnädig aufgenommen haben, und der darunter litt, nicht ebenso erfolgreich zu sein wie Sie, hat sich bemüht, der Unvernunft der *Menschen* die Schuld für die grosse Zahl der Opfer in die Schuhe zu schieben – weil *sie* ja auf die Idee gekommen seien, ausgerechnet an dieser Stelle 20 000 sechs bis sieben Stock hohe Häuser aufzustellen – und den Gott zu verteidigen – der es schon gut gemeint habe –, so dass er in dieser Sache plötzlich eine optimistische Haltung

einnimmt – obwohl er natürlich nie in dem Sinn, wie Sie es zunächst waren, ein auf die menschliche Vernunft bauender Rationalist geworden ist.

Sie haben damals das ‹Poem über die Zerstörung Lissabons› geschrieben und dieses zusammen mit einem anderen Gedicht auch Rousseau zukommen lassen, den diese Ehrung jedoch mehr erboste, als dass sie ihm schmeichelte, und der Ihnen daraufhin jenen berühmten Brief schrieb, in dem er – auf eine recht ungeschickte Weise, wenn ich mir diese Bemerkung erlauben darf – eben den Gott reinwusch und den Menschen und den zweifelhaften Errungenschaften des zivilisatorischen Fortschritts die Verantwortung und die Schuld für den Tod so vieler Menschen gab. Dass Rousseau dadurch zum Optimisten geworden ist, kann man natürlich nicht sagen, aber die optimistische Seite in ihm, die sicher da war, wenn er annahm, dass der Mensch von Natur aus gut sei, hat sich durch die Auseinandersetzung mit Ihnen *verstärkt*.

Und dass es bei dieser Auseinandersetzung auch um Persönliches gegangen ist, kann nicht bezweifelt werden, schrieb er Ihnen in seinem Brief doch auch: «Gesättigt mit Ruhm leben Sie frei im Schosse des Überflusses; Ihrer Unsterblichkeit ganz gewiss, philosophieren Sie ruhig über die Natur der Seele; wenn der Körper oder das Herz leidet, haben Sie Tronchin zum Arzt und Freund – und trotzdem finden Sie alles schlecht auf der Erde. Und ich, der unbekannte, arme und von einem unheilbaren Übel geplagte Mensch denke in meiner Einsamkeit mit Vergnügen nach und finde, dass alles gut ist. Woher kommen diese scheinbaren Widersprüche? Sie haben das selbst erklärt: Sie geniessen, aber ich hoffe, und die Hoffnung verschönert alles.»

Nachdem Ihnen Rousseau dann, als Sie auf Ihrem Landgut Ferney ein Privattheater für sich errichten liessen, in einem weiteren Brief noch schrieb, Sie hätten Genf ins Verderben gestürzt und er hasse Sie, haben Sie in einem Brief an d'Alembert erklärt, Rousseau sei *völlig wahnsinnig* geworden, und sind nicht mehr von der Überzeugung abzubringen gewesen, dass Rousseau ein bemitleidenswerter und zudem gefährlicher Narr sei.

Bitte verzeihen Sie mir, wenn ich Ihnen in dieser Beziehung nicht beipflichten kann, und wenn ich vom heutigen Standpunkt, vom Standpunkt der heutigen naturwissenschaftlichen Forschung und der heutigen, immer mehr ins allgemeine Bewusstsein dringenden Kenntnis der Naturgesetze aus – obwohl ich volles Verständnis für Ihre Sicht der Dinge habe – auch Ihrer Beurteilung des Erdbebens von Lissabon nicht mehr zustimmen kann, und zwar so wenig wie der von Rousseau, was aber alles andere als ein Vorwurf sein soll, da ich glaube, dass Sie und Ihre Zeitgenossen damals einfach nicht das Vermögen besessen haben, die Natur und ihre Rolle im Leben der Menschen zu sehen, da man, was das betraf, ent-

weder gesagt hat, ‹es› ist mit der menschlichen Vernunft nicht fassbar, oder ‹es› ist Gottes Gnade, oder ‹es› ist des Teufels – Sie wissen sicher besser als ich, was da noch alles gesagt worden ist.

Ich hoffe, dass Sie mir wegen dieser, meiner Meinung aus einer späteren Zeit nicht böse sind – was ich angesichts Ihres lebenslangen Kampfes für Duldsamkeit, Nachsicht und Versöhnlichkeit eigentlich als eine unbegründete und gegenstandslose Befürchtung ansehe – und dass Sie auch nichts dagegen haben, wenn ich meine, dass einem von heute aus gesehen nichts anderes übrigbleibt, als zu sagen, dass die Natur eine nach eigenen Gesetzen funktionierende Lebensgrundlage für uns Menschen ist, und dass ein Ereignis wie das Erdbeben von Lissabon im Jahre 1755 halt in Gottes Namen, wenn es ihn gibt, und auch wenn es ihn nicht gibt, nichts anderes als ein *Zufall* (wenn vielleicht auch ein naturnotwendiger) sein kann, den man – ob man will oder nicht und im vollen Bewusstsein der vorläufig immer noch bestehenden menschlichen Ohnmacht solchen Naturkatastrophen gegenüber – auch als solchen, der menschlichen Einwirkung höchstwahrscheinlich noch für längere Zeit entzogenen Zufall eben, hinzunehmen hat.

Obwohl der Mensch die Eigengesetzlichkeit der Natur erforschen und zu beherrschen versuchen kann und dabei, wie ich schon angetönt habe, innerhalb kürzester Zeit auch bereits enorme Fortschritte gemacht hat, so dass ihm einige schon selber unheimlich sind, glaube ich nicht, dass er dabei einmal über gewisse *Grenzen* hinauskommen wird, da er selber ein Bestandteil dieser Natur ist, der nur durch seinen Geist die übrige Natur und auch sich selber erforschen und beeinflussen kann, dem es aber trotz aller Beeinflussung der Natur und ihrer Gesetze nicht gelingt, sich von ihr loszulösen und sie vollständig zu beherrschen – es sei denn, es würde ihm gelingen, auch sich selber vollständig zu beherrschen und das Band des Todes, das ihn mit der Natur verbindet und immer wieder in ihre Eigengesetzlichkeit zurückholt, zu zerschneiden.

Das heisst jedoch nicht, dass ich nicht auch Ihrer Ansicht bin und nicht auch finde, dass die Formen des menschlichen Zusammenlebens und die dazu notwendigen Einrichtungen der *menschlichen Vernunft* unterworfen sein sollten, die, wie mir scheint, doch dazu da ist, uns zu ermöglichen, dass wir uns in dieser Welt, so wie sie ist – und sie ist ja schon an sich nicht besonders lebensfreundlich eingestellt –, einigermassen zurechtfinden und eine einigermassen anständige Lebenszeit auf ihr verbringen können. Und wenn es heute zum Beispiel in China zu einer Hungerkatastrophe käme, so würde ich nicht sagen, dass *das* ein Zufall sei.

Aber was bei Ihnen noch ein Erdbeben von Lissabon bewirkte – dass sich Ihre optimistische Grundhaltung nämlich in eine pessimistische verwandelte –, das kann heute schon das Lesen von Zeitungen und das Hören

und Sehen von Nachrichten bewirken, und wenn *Sie* – vor dem Erdbeben von Lissabon – noch ein volles Vertrauen in die menschliche Vernunft haben konnten, so ist das nach dem, was seither auf der Welt geschehen ist, und nach den Erfahrungen, wie der Name ‹menschliche Vernunft› als Deckmantel benutzt werden kann, *heute* kaum mehr möglich, obwohl in ihr, der *wirklich* menschlichen Vernunft, auch heute noch unsere einzige Chance liegen mag. Denn, wenn es schon schwer genug ist zu sagen, *was* denn nun in ganz bestimmten menschlichen Situationen für ganz bestimmte menschliche Wesen das *wirklich* Vernünftige ist, so ist es unvergleichlich schwieriger zu sagen, wie denn nun *die Welt* wirklich am vernünftigsten eingerichtet wäre, und wie denn nun *die Menschen* wirklich am vernünftigsten zusammenleben würden; und das dürfte in einer immer komplizierter und unüberschaubarer werdenden Welt und bei einer immer mehr anwachsenden Weltbevölkerung nicht einfacher werden, zumal – wie wir ja inzwischen auch wissen – der Mensch nicht *nur* von seiner Vernunft bestimmt ist und auch nicht sein kann.

Ihrem Candide würde, wie ich glaube, heute jedenfalls genau das gleiche – wenn auch nicht dasselbe – widerfahren, er würde die gleichen schlechten Erfahrungen mit seinen Mitmenschen *wieder* machen, und es würden ihm die gleichen Missgeschicke wieder zustossen, nur dass sich die äusseren Schauplätze und Formen, die Sitten und Weltanschauungen und die Sprachen und Namen etwas geändert hätten – was bei letzteren übrigens nicht einmal immer so sicher wäre. Als etwas Neues kämen die Segnungen *und* Plagen des hohen Standes der heutigen Technik, aber auch das Leben im ständigen Bewusstsein noch *schlimmerer* Möglichkeiten, die die bisherige Wirklichkeit noch übertreffen, hinzu, in die die Möglichkeit der schlechtesten aller Welten, nämlich die *gar keiner Welt*, miteingeschlossen ist.

Nicht so sicher bin ich hingegen diesbezüglich, was den berühmten *Schluss* Ihres ‹Candide› betrifft, da ich nicht weiss, ob es Candide auch heute noch möglich sein würde, in der gleichen Unbekümmertheit wie bei Ihnen zu sagen: «Sehr richtig, aber wir müssen unseren Garten bestellen.»

Verstehen Sie mich bitte nicht falsch, ich will damit in keiner Weise behaupten, Sie hätten sich nur um die Literatur und die Landwirtschaft gekümmert, es gibt genügend Vorkommnisse in Ihrem Leben, die dies in eindeutiger und bewundernswerter Weise widerlegen. Angefangen mit Ihrem Eintreten für Frieden und Toleranz und Ihrem Kampf gegen die Zensur und den Fanatismus – was Sie zweimal ins französische Staatsgefängnis Bastille, ins englische Exil, an den Hof des Königs von Preussen und schliesslich ins Genfer Exil brachte –, über den Mut und die Opferbereitschaft, die Sie im Kampf gegen Fehlurteile und Missstände der Justiz bewiesen, bis hin zu den nützlichen Ratschlägen und der Unterstützung durch Geld, die Sie jüngeren

Autoren zukommen liessen, der sorgenden Haltung für die Bauern und Handwerker Ihrer Herrschaften Tournay und Ferney und der Adoptierung und Verheiratung mittelloser Mädchen. Und in einer gewissen Weise ist so auch Ihre ebenso grosse Aktivität als Geschäftsmann wie als Literat und der Erwerb Ihres schlussendlichen Vermögens von etwa 10 Millionen Neuen Francs verständlich, die Sie zu einem freien Mann auf eigenem Boden machten, als der Sie imstande waren, in einem Alter, in dem sich andere wohl oder übel mit den bestehenden Verhältnissen abfinden, ohne Scheu und Schonung Ihre abweichende Meinung herauszusagen und alles zu rügen, was Ihnen an den bestehenden Verhältnissen nicht gefiel (obwohl Ihnen dies, Ihr finanzieller Erfolg, auch die – ebenfalls in einer gewissen Weise verständliche – Gegnerschaft des armen Jean-Jacques Rousseau zugezogen hat). Ganz zu schweigen von der Überfülle Ihrer Werke und Briefe, die Sie vor allem im Alter mit Distanz und Ironie betrachten konnten.

Ich *teile* nämlich Ihre Vorliebe für Literatur und Landwirtschaft und bin auch durchaus Ihrer Meinung, dass es besser ist, das ‹Geschwätz›, wenn es zu nichts Vernünftigem führen kann, zu lassen und statt dessen etwas zu arbeiten.

Nur frage ich mich, ob Candide heute überhaupt noch die Möglichkeit hätte, in einem Garten zu arbeiten, und ob er, wenn er sie hätte, sich – in einer Zeit, in der nicht nur die Gärten durch die Unvernunft der Menschen bedroht sind – nicht für seinen Garten *wehren* müsste. Dass ihre Wahl bei der Frage, was es besseres zu tun gäbe, als lange über etwas zu spekulieren, gerade auf eine Urform der menschlichen Betätigung gefallen ist, die eine Existenz des Menschen erst ermöglicht und die auch heute noch am Anfang aller menschlichen Betätigungen steht, scheint mir nämlich nicht zufällig zu sein. Die Frage ist nur, wer sich heute noch mit dem Arbeiten im Garten begnügen *will*, *kann* und *darf*.

In ganz besonderer Hochschätzung und Ergebenheit bin ich stets Ihr

E. Y. Meyer

Nachdem ich den Brief geschrieben hatte, überlegte ich mir, ob ich ihn noch zur Post bringen sollte, beschloss dann aber, in den Garten zu gehen, um den Kompostsilo auszuschaufeln und so Platz für die vielen anfallenden Abfälle zu schaffen. Den Keller hatte ich schon geputzt, geweisselt und die Nächte hindurch gelüftet, damit die Temperatur gesenkt werden konnte, und wenn nun noch der Kompostsilo ausgeschaufelt war, hatte ich alles zur Einwinterung vorbereitet.

Am Abend setzte ich mich in den Schaukelstuhl und trank, während ich die Geschichte «Alice im Wunderland» von Lewis Caroll las, eine Flasche

Rotwein. Leider hatte ich keinen Montepulciano, Lacrimae Christi, Cypern oder Samos im Keller – den Candide in Venedig getrunken hat –, aber ich tröstete mich mit dem Umstand, dass der *Vin de France Supérieur* des Weinhändlers J. Lebègue aus Saint-Emilion in der Gironde wenigstens aus dem Heimatland Voltaires stammte, hoffte, dass er nicht gepanscht war, und liess ihn mir wie einen Montepulciano, Lacrimae Christi, Cypern oder Samos schmecken. Als ich zu der Stelle kam, wo Alice wieder einmal aus einem Fläschchen, das herumstand, trank und daraufhin einmal mehr zu wachsen begann und immer weiter wuchs, bis sie das ganze Haus des Weissen Kaninchens ausfüllte und einen Arm zum Fenster hinaus und ein Bein den Kamin hinaufzwängen musste, erinnerte mich die Eidechse Egon, die den Kamin hinunterklettern musste und von Alice mit einem Fusstritt wieder hinausbefördert wurde – als sie sich danach mitten in einer Schar kleiner Tiere und Vögel auf zwei Meerschweinchen stützte, die ihr etwas aus einer Flasche einflössten – plötzlich irgendwie an Voltaire.

Obwohl ich mir der Unangebrachtheit des Vergleichs bewusst war, fragte ich mich, was mich wohl dazu gebracht hatte, und musste schliesslich das Aussehen des alten Voltaire als Ursache annehmen – jedenfalls das Aussehen, das der alte Voltaire auf den Bildern des karikaturistisch begabten Genfer Malers Jean Huber hat, der von den Kunsthistorikern zur Unterscheidung von anderen Malern seines Namens *Huber-Voltaire* genannt wird. Ich stellte mir daraufhin vor, dass Voltaire in seinem eigenen Theater – das er sich zum Unwillen Rousseaus, der fand, dass das Theater den moralischen Niedergang der Menschheit beschleunige, auf seinem Gut Ferney hat erbauen lassen – die Geschichte von «Alice im Wunderland» als Schauspiel aufführen liess und darin mit dem offensichtlichen mimischen Talent, mit dem er auch in seinen eigenen Stücken auftrat, die Eidechse Egon spielte.

Und als ich daraufhin das Glas erhob, um auf Monsieur Egon de Voltaire anzustossen, kam mir plötzlich wieder ein alter Schlager in den Sinn, dessen Refrain

‹Ach Egon, Egon, Egon,
Ich hab ja nur aus Liebe zu Dir,
Ja nur aus lauter Liebe zu Dir,
Ein Glas zuviel getrunken›

lautete – wobei das letztere vielleicht im Augenblick auch auf mich zutreffen mochte, obwohl ich sonst ziemlich viel vertragen kann; aber wahrscheinlich spürte ich auch, dass ich eben doch recht lange an dem Brief geschrieben und im Garten gearbeitet hatte.

Auf den Tag genau eine Woche später brachte mir der Briefträger dann einen Brief, für den ich das Porto nachbezahlen musste, da er wohl einen

alten Genfer Poststempel trug, aber ohne Briefmarken geblieben war. Die Briefadresse war mit Feder und Tinte und in einer leicht altmodisch anmutenden, aber schönen, klaren und leserlichen Schrift geschrieben, und als ich den Umschlag öffnete, sah ich zu meiner Freude, dass der Brief, der die gleiche Handschrift zeigte, weder die vermuteten Unterschriften ‹der kranke Alte› beziehungsweise ‹der alte Kranke› oder ‹der Eremit von Ferney› trug, noch mit dem Namen ‹Voltaire› unterschrieben war – der ja ein Pseudonym und aus einer Umstellung der Buchstaben des ursprünglichen Namens und der beiden Buchstaben l. j. (gleich *le jeune* oder *der Junge*) entstanden war, wobei das u und Jot zu einem v und i geworden sind.

Der Brief hatte folgenden Wortlaut:

Werter junger Freund,

da ich nun einmal im Ruf stehe, ein höflicher, korrekter Briefpartner zu sein, der fast alle an ihn gerichteten Schreiben schnell beantwortet, da Sie schon erwähnt haben, dass ich jüngeren Autoren Ratschläge erteile, und da sich ja auch schon König Ludwig XV. die Frage gestellt haben soll, ob ich denn nicht zum Schweigen zu bringen sei, möchte ich mich bemühen, den damit verbundenen Erwartungen auch Ihnen gegenüber gerecht zu werden. Sie veranlassen mich damit allerdings zur indirekten Wiederaufnahme der lächerlichen Beschäftigung, zu mir über mich selbst zu sprechen, die ich schon lange aufgegeben habe, weshalb mein Brief die Länge des Ihren kaum erreichen wird.

In der Tat war das Erdbeben von Lissabon in der damaligen auf den Fortschritt vertrauenden Zeit, in der jedermann voller Fortschrittsglauben war, ein *furchtbares* Ereignis, über das sich nicht nur Rousseau und ich aufgeregt und einen Briefwechsel geführt haben. Auch Kant – *alle* haben sich darüber aufgeregt, als man auf einmal die sintflutartige Überschwemmung und das Erdbeben von Lissabon sah, die 30 000 Menschen das Leben kosteten, was im Vergleich zu den Millionen von Opfern der beiden späteren Weltkriege für einige Leute, die immer noch bereit sind, Kriege zu führen, vielleicht eine unbedeutend kleine Zahl sein mag, was für die damalige Zeit aber eine sehr *grosse* Zahl bedeutete, und wenn man es richtig bedenkt, auch für die heutige und für jede Zeit bedeuten sollte.

Zudem hat die Fortschrittsgläubigkeit nicht nur durch die Naturkatastrophe, sondern auch durch die Reaktion der Menschen auf sie einen grossen Schock erlitten, denn statt dass sich diese in der Not gegenseitig geholfen hätten, raubten, plünderten, brandschatzten und mordeten sie zum Entsetzen ihrer Zeitgenossen.

Niemand hat verstanden, was der Gott gemacht hat, und wegen der damals allgemeinen dualistischen Sicht der Dinge – *Gott* auf der einen Seite,

und die *Welt* auf der anderen – schien mir nicht anderes übrig zu bleiben, als die von Ihnen recht zutreffend beschriebene Haltung einzunehmen, obwohl es natürlich auch noch die entgegengesetzte gegeben hätte, die ja dann aber, wie Sie es ebenfalls geschildert haben, der Rousseau gegen mich eingenommen hat, für den es daneben auch keine weiteren Möglichkeiten mehr zu geben schien.

Was diese Haltung Rousseaus betrifft, frage ich mich aber, ob er, wenn ich das Erdbeben von Lissabon heute wie Sie als einen Zufall ansehen würde, nicht auch *jetzt* wieder eine Gegenposition zu meiner Haltung einnehmen würde. Möglicherweise tue ich ihm Unrecht und habe ihm Unrecht getan, aber was soll man tun, wenn sich jemand nicht helfen lassen will, nicht kann, und der ja nicht nur wegen seiner Schriften, sondern auch *deshalb* so viel flüchten musste; er hätte es sich ja arrangieren können, aber das wollte er nicht; auf der anderen Seite wiederum kann man sagen, gut, das ist sein berechtigter Stolz. Während sein Ruhm bei den Lesern, die ihn nicht persönlich kannten, zunahm, galt er bei seinen Bekannten, insbesondere bei den Literaten, immer mehr als ein schwieriger, empfindlicher Mann, mit dem man sich besser nicht auf mündliche und schriftliche Dispute einliess.

Hinsichtlich der Einstellung, die man einer Sache gegenüber einnimmt, möchte ich Sie auf ein interessantes Phänomen hinweisen, das die Aussagen über ein halbes Glas Wein betrifft und darin besteht, dass man von diesem Glas mit *demselben Recht* sagen kann, es ist halbvoll und es ist halbleer. Natürlich wird der Pessimist sagen, es ist halbleer, und er hat recht; der andere hat aber auch recht: es ist halbvoll.

Ich glaube, dass man das sogenannte ‹Zeitalter der Vernunft› in der Mitte des 18. Jahrhunderts, sagen wir von 1750 bis 1770, nicht überschätzen sollte. Der von Ihnen erwähnte d'Alembert, der Mitherausgeber der Enzyklopädie, die auch ‹das nach Vernunftgründen bearbeitete Wörterbuch der Wissenschaft, Künste und Handwerke› heisst, hat beispielsweise so um 1760 herum – also *nach* Lissabon – Briefe an seine Freundin geschrieben, in denen er sich über sein Leben und seine Existenz beklagt und findet, nichts könnte ärger sein; alles sei so sinnlos; man stehe am Morgen auf und man gehe am Abend schlafen, und was habe man dazwischen gemacht und wozu habe man das gemacht, und der *Tod* stehe einem bevor.

Wenn man alles Elend auf der Welt sieht, wird einem nichts übrig bleiben, als dieses Elend zu sehen, aber nicht davor zu kapitulieren, sondern zu versuchen, noch etwas Gutes daraus zu machen.

Ich höre viel von Freiheit reden, aber ich glaube nicht, dass in Europa ausser mir noch ein Privatmann lebt, der sich soviel Freiheit gesichert hat, wie ich es tat. Möge meinem Beispiel folgen, wer dies will und vermag.

Indem ich fern von Paris Freiheit und Ruhe suchte, habe ich eine Wahl getroffen, die sich im Augenblick besonders günstig auswirkt. Da ich nun einmal nicht imstande war, die Menschen vernünftiger zu machen, bin ich lieber fern von ihnen glücklich. Allerdings schäme ich mich beinahe es zu sein, wenn ich das allgemeine Unwetter betrachte: um zu überleben, sollte die Welt wohlorganisiert, harmonisch gelenkt und mit gerechtem Interessenausgleich vernünftig regiert sein, während sie in Tat und Wahrheit ein Chaos gegenläufiger menschlicher, nationaler, regionaler und kontinentaler Privilegienverteidigungen, Machtansprüche und Lebensbestrebungen ist.

Halten Sie es weiterhin mit der Literatur und der Landwirtschaft. Wenn Sie noch keinen Garten haben, bemühen Sie sich, einen zu bekommen, und wenn Sie einen haben, wehren Sie sich für ihn, wenn es nötig ist. Bemühen Sie sich, dem Urheber der Güte dadurch zu gleichen, dass Sie selber gut sind, und wenn Sie diesen Brief gelesen haben, lesen Sie auch den letzten Satz von Candide noch einmal.

Ihr François Marie Arouet

FELIX PHILIPP INGOLD

Alexander Solschenizyn und die russische Judenfrage

«Alle müssen einsehen, dass das Ende der jüdischen Leiden der Anfang unserer Selbstachtung ist, ohne die Russland nicht bestehen kann.» *Leonid Andrejew*, 1915

«Auf die Juden schimpfen wir alle, die Juden sind uns immerzu ein Dorn, doch besser wär's, sich umzusehen mit Bedacht – was für Russen haben wir uns derweil herangezogen? Du schaust in die Runde und erstarrst.»

Alexander Solschenizyn, 1966

Massiv waren die Angriffe, schwerwiegend die Vorwürfe und Verdächtigungen, denen sich Solschenizyn nach der Publikation seines offenen «*Briefs an die sowjetische Führung*» ausgesetzt sah. Der Hinweis auf den nationalchauvinistischen» Tenor und den «reaktionär-autoritativen» Argu-